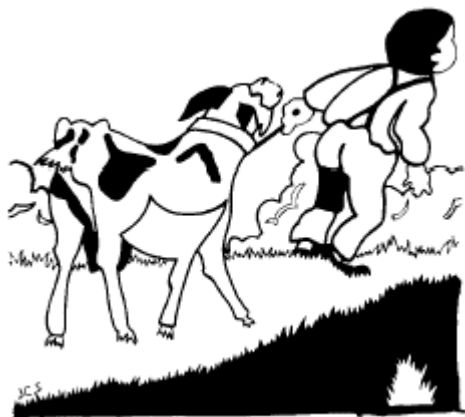


Père Joseph Wresinski, Gründer von ATD Vierte Welt

EIN LEBEN, UNSER LEBEN

Auszüge aus 1987 mit Père Joseph Wresinski gemachten Interviews.

Die erste Ausgabe dieses Heftes erschien 1989 für die Delegierten der Vierten Welt, die nach Rom gereist sind, um Papst Johannes-Paul II. zu treffen.



Mit vier Jahren begann der Ernst des Lebens

Mit vier Jahren schon trug ich als Messdiener zu meinem Lebensunterhalt bei. Für mich war das eine Arbeit, mit der ich mir mein tägliches Frühstück verdiente, denn nach der Messe bekamen wir eine große Tasse Milchkaffee und ein Stück Brot. Und schließlich bekamen wir wöchentlich ein paar Sous*.

Es war Schwester Augustine, die mir diesen Broterwerb verschafft hatte. Sie sah mich jeden Tag zusammen mit meinem großen Bruder die Ziege auf die Weide treiben. Die Ziege gab Milch für meine kleine Schwester. Schwester Augustine nahm Anteil an uns, an der Gesundheit meiner kleinen Schwester, an Mutter. Sie war freundlich zu uns, denn wir waren arm.

Niemals sicher sein, das behalten zu können, was man liebt

Eine Erinnerung aus meiner Kindheit: Wir hatten einen Distelfink verletzt gefunden und mit nach Hause gebracht. Dort setzten wir ihn in einen Käfig, gaben ihm Körner, Wasser und pflegten ihn gesund. Wir mochten ihn gern und er sang. Vor allem Mutter machte er glücklich.

Doch dann kam eine schwere Zeit: Vater schrieb nicht mehr, wir hatten kein Geld und waren nun wirklich im Elend. Mutter weinte und wir Kinder verstanden nicht, was uns geschah, wussten nicht, was wir für sie tun könnten.

Ich stahl Blumen, um Mutter ein wenig Freude zu machen, ich ließ bei der Metzgerin ein paar Sous* mitgehen, um Mutter eine Kleinigkeit zu kaufen, aber sie blieb voller Sorge. Eines Tages wurde es endlich besser, die Sonne kam wieder zum Vorschein.

Da schauten wir auch wieder nach dem Vogel. Stille. Er war tot. In unserem Kummer hatten wir ihn ganz vergessen.

Das ist das Elend: Niemals sicher sein, das behalten zu können, was man liebt.

* Münzen, Cents



Meine Mutter hat uns gelehrt, stolz zu sein

Es kam eine Zeit, in der unser Elend so groß war, dass man meiner Mutter vorschlug, mich in das Waisenhaus von Auteuil zu geben. Dort könnte ich ein Handwerk erlernen.

Dieser Vorschlag kam wohl deshalb, weil ich unausstehlich wurde. Ich stahl die Birnen der Nachbarn und mir fiel ständig neuer Unfug ein. Ich erinnere mich, wie ich eines Tages in das Café an der Ecke hinein stürmte. Mit einem Spielzeugrevolver in der Hand schrie ich: „Hände hoch!“ und riss die paar Münzen an mich, die auf dem Tisch lagen. Ich war wirklich der Spitzbube im Viertel und ließ keine Gelegenheit aus. Natürlich reagierten die Leute im Viertel mit Ablehnung und meine Mutter litt darunter. Sie hatte Angst, die Familie könnte Schaden daran nehmen. Daher kam von allen Seiten der wohlgemeinte Rat, mich doch ins Waisenhaus zu geben.

Als es dann soweit war, am Abend vor meiner Abreise, änderte meine Mutter ihre Meinung. Sie sagte: „Nein, du bist kein Waisenkind. Du hast eine Mutter.“ Von dem Augenblick an bezweifelten die besser gestellten Leute der Pfarrei, dass meiner Mutter das Wohl ihrer Kinder wirklich am Herzen lag.

Meiner Mutter ist zu verdanken, dass ich mich für die am meisten benachteiligten Familien eingesetzt habe. Denn sie war allein mit vier Kindern.

Mein Vater war fortgegangen, aber dank meiner Mutter waren wir nicht unglücklich. Man hat uns unzählige Male erniedrigt, aber sie hat uns immer wieder aufgerichtet.

Und dank meiner Mutter wussten wir, wer wir waren. Oft riefen die anderen Kinder „Kiki“ hinter uns her, wegen unseres fremd klingenden Namens. Aber meine Mutter hat uns gelehrt, stolz zu sein. Wenn man uns keinen Respekt entgegenbrachte, sagte sie: „Nein, das lasse ich mir nicht gefallen.“ Sie brachte die Leute dazu, sie zu achten.

Das Leben hält viele Überraschungen bereit

Als Messdiener habe ich im Kloster vom Guten Hirten ein wenig Geld verdient. Danach arbeitete ich für Marie-Luise, die Metzgerin. Jeden Mittag machte ich ihre Einkäufe, half ein wenig hier und da. Nie blieb ich untätig.

Ich war 13 Jahre alt, als ich eines Tages ein Schild im Fenster der Konditorei erblickte: „Konditor-Lehrling gesucht!“ Ich ging schnurstracks hinein und sagte: „Ich möchte Konditor werden.“

Denn das hatte mich die Armut gelehrt: Man kann viel erreichen, wenn man Gelegenheiten, die sich bieten, beim Schopf packt und Leute findet, die mitmachen.

Das Elend hat mich gelehrt, niemals etwas, das sich wie ein Geschenk anbietet, auszuschlagen.

Ich trat in die Christliche Arbeiterjugend ein

In Nantes, wo ich arbeitete, traf ich Edouard, einen Kameraden, der mich zu einer Versammlung einlud. Er erklärte mir, dass ein Priester sie leitete, also sei es eine gute Sache. Ich gab zurück: „Ich habe Besseres vor, als mir einen Pfaffen aufzuhalsen und Moralpredigten anzuhören.“ Er erwiderte: „Es geht ganz ungezwungen zu. Komm doch einfach und sieh selbst.“

Also ging ich mit. Père Gerbeau, der Priester, schaute mich geradeheraus an, sagte zwei, drei Worte und fügte dann hinzu: „Du bist neu hier, Joseph, wie wär's, wenn du das Protokoll übernähmst?“ Ich fasste es als Ehre auf, aber ich war nicht gut im Schreiben, denn ich war nur wenig gebildet. Man sprach in der Versammlung über das Evangelium, über unser Leben. Die Jugendlichen redeten darüber, wie sie in den Fabriken und Werkstätten behandelt wurden.

Ich dachte daran, dass ich als Konditor wenigstens dreimal die Woche um drei Uhr morgens aufstehen musste und in einer winzigen Bruchbude hauste, in der es von Wanzen nur so wimmelte. Ich dachte bei mir: „Es ist wahr, unser Leben ist merkwürdig: Wir schinden uns ab, um ein Handwerk zu erlernen und dafür erhalten wir keine gute Unterkunft und bisweilen nicht einmal genug zu essen.“

Während ich mein Protokoll schrieb, wurde mir klar: Diese Jugendlichen sind wie ich. Sie versuchen, die Lage zu verstehen und etwas dagegen zu tun.

Von da an engagierte ich mich in der Christlichen Arbeiterjugend.



In jener Zeit entdeckte man in der Christlichen Arbeiterjugend die Ausbreitung der Tuberkulose unter den Jugendlichen. So machte auch ich mich daran, am Grubenkai in Nantes die betroffenen Jugendlichen aufzufinden und sie zu besuchen.

Wir formulierten ein Gesuch und traten damit vor den Bürgermeister. Wir wurden nicht mit offenen Armen empfangen. Im Gegenteil. Wir stießen auf taube Ohren. Wir weigerten uns, das Rathaus zu verlassen, bis der Bürgermeister schließlich versicherte, die Sache in die Hand zu nehmen und ernsthafte Maßnahmen einzuleiten.

Das war ein erster Sieg, und er hat mir die vielen kleinen Siege meiner Mutter in Erinnerung gebracht. Die Kraft der Armen bricht sich Bahn. Die Armen werden siegen, wenn wir ausharren; aber nicht für uns selbst, sondern für die anderen.

So fand ich zurück zum praktizierten Glauben und zum Gebet. Und der Tag kam, an dem ich mich an Père Gerbeau wandte: „Hören Sie, was halten Sie davon, wenn ich Priester würde...?“

Priester Jesu Christ

Ich hatte große Sympathie für Jesus Christus, weil auch er in bitterer Armut gelebt hatte. Er hatte sehr gelitten, er wurde mit Füßen getreten, wie wir Jugendlichen. Aber auch er hat widerstanden, ausgeharrt, nicht um seiner willen, sondern der anderen wegen.

Vor dem Eintritt in das Priesterseminar musste ich als 19-jähriger auf die Schulbank zurück, zusammen mit den 12- und 13-jährigen. Das war sehr hart für mich. Überhaupt lernte ich nicht sehr viel, denn vor allem interessierten mich die Jugendlichen vom Grubenkai, die dabei waren, vor die Hunde zu gehen, weil die Leute sich weigerten, sich ernsthaft mit ihnen zu befassen. Ich sagte mir, als Priester könnte ich wie Jesus zeigen, dass diese Jugendlichen wert waren, dass man sich für sie einsetzt, das sie etwas zu sagen hatten und fähig waren, das Ihre für die Verbesserung ihrer Lage beizutragen.

Dann wurde ich jedoch in die Armee einberufen, zog in den Krieg, kam in Gefangenschaft, aus der ich entfloh. Auch beim Regiment verteilte ich Flugblätter und Zeitungen. Ich schlich mich fort, um die Kinder zu besuchen, die am Rande der Kaserne wohnten. Mehrere Male wurde ich dabei erwischt und bestraft.

Mein Lebensweg zeichnete sich von Kindheit an klar ab: Ich war dazu bestimmt, die anderen zu lieben, nicht jedoch, ohne ihre Ruhe zu stören...

Immer fühlte ich, dass im Grunde das Leben jedes Menschen nicht nur auf sich selbst verweist, sondern auch auf andere.

Schon am Grubenkai in Nantes, beim Regiment und schließlich als Landpfarrer befasste ich mich mit denen, die man als Lumpengesindel verschie. Für mich waren diese Leute immer Teil eines Volkes, aufgrund ihres Bewusstseins der schreienden Ungerechtigkeit, die auf ihnen lastet, und aufgrund ihrer Kraft, beständig und unermüdlich gegen die Armut anzukämpfen. Es handelt sich um ein Volk von überall her, den kleinen Rest, verstoßen von der Gesellschaft. Die Armen sind Zeugen unserer Untreue gegenüber unseren Idealen, unseren Überzeugungen, unserem Gesellschaftsbegriff, unserer Demokratie, aber auch gegenüber unserer Zugehörigkeit zur Kirche. Sie erinnern uns an die Forderung Christi, alles zu verlassen, damit auch nicht ein einziger verloren gehe.

Der Herr verlieh mir das außergewöhnliche Glück, mich nicht fertige Pläne verfolgen zu lassen. Immer ließ ich mich getreulich von Ereignissen und Menschen leiten. Man hieß mich „Priester des Lumpengesindels“. Aber man hätte mich auch anders nennen können. Schließlich war ich Priester Jesu Christi.



Mein Bischof sandte mich mitten unter die Armen

Mein Bischof, Père Douillard, war früher mein Pfarrer in Angers gewesen. Er kannte meine Mutter sehr gut und hatte eine hohe Meinung von ihr. Viel habe ich von ihm gelernt, vor allem die Achtung der Armen. Er kam zweimal im Jahr uns besuchen, an seinem Namenstag und um das Kirchengeld einzusammeln. Er kam nicht, um zu geben, sondern um zu erhalten.

Eines Tages also rief mich Bischof Douillard zu sich und sagte: „Es gibt da ein Notunterkunftslager in Noisy-le-Grand, in dem 252 Familien hausen, 300, wenn man die offiziell nicht registrierten Familien mitzählt. Mehrere Priester sind dort von den Familien verjagt worden. Wenn du willst, kannst du es dort für sechs Monate oder ein Jahr versuchen. Dann kommst du wieder zurück. Selbstverständlich gehörst du weiterhin zur Diözese.“ Das sind dreißig Jahre her, und noch immer gehöre ich zur Diözese von Soisson.

Als ich in Noisy-le-Grand ankam und die Leute sah, kam mir sofort der Gedanke: Diese Menschen hier werden es allein niemals schaffen, aus dem Elend herauszukommen. Sie müssen, das schwor ich mir, die Stufen der Vereinten Nationen, des Vatikans, der Regierung erklimmen. Sie werden von allen empfangen und anerkannt werden.

Dieses Versprechen habe ich den Volontären übertragen und so ist es erfüllt worden.

Ich besaß nichts, was ich ihr hätte geben können

In Noisy-le-Grand war es Madame Escolle, die mich lehrte, was ich eines Tages tun könnte.

Zwei oder drei Tage nach meiner Ankunft saß ich vor meiner Baracke, um die Vorbeigehenden zu betrachten, um ein wenig zu verstehen, wer sie waren, um mir ihre Silhouette, ihre Gesichter einzuprägen und um zu lernen, sie bei ihrem Namen zu rufen. Die Kinder scharten sich um mich.

Schließlich kam auch Madame Escolle und setzte sich neben mich. Sie sagte: „Ich habe meine Kinder bei mir und nichts zu essen für sie.“ Sie begann zu weinen. Ich besaß keinen einzigen Sou*, nichts.

Abends pflegte ich zu essen, was ich bei diesem oder jenem erhielt. Ich sagte zu ihr: „Madame, ich habe nichts, was ich ihnen geben könnte. Ich kann Ihnen ja schließlich nicht meinen Priesterrock geben.“ Sie sah mich an und begriff, dass es wirklich so war. Sie stand auf und rief: „Kommt her, euch einen Pfarrer anschauen, der total übergeschnappt ist, der keinen einzigen Sou* besitzt.“ Die Leute näherten sich neugierig. Ich wurde mir bewusst, dass meine Stärke war, Priester inmitten eines Volkes zu sein.

* Münze, Cent

Die Menschen zur Liebe verpflichtet

Ich habe es stets abgelehnt, mich in Zivil unter die Armen zu mischen, immer trug ich in Noisy-le-Grand meinen Priesterrock.

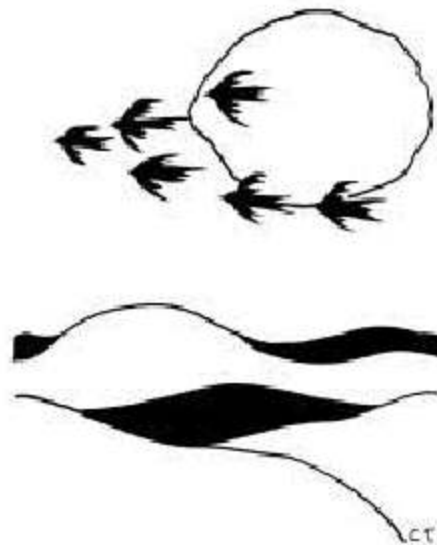
Ich spürte, wie sehr die Leute dem Bild des Menschen, der ich war, verhaftet waren. Ich war Priester einer Kirche, der einige unter ihnen angehörten. Die Tatsache, dass ich als Priester im langen Gewand erschien, ermöglichte Andersgesinnten, mich und meinen Glauben abzulehnen. Ich habe bisweilen Schläge eingesteckt, Beleidigungen. Aber das war nicht schlimm. Ich war Priester inmitten der Familien.

In gewisser Weise nahm ich die Worte Christi in meiner Rede auf: „Selig Ihr Armen, denn Ihr werdet Gott schauen, Ihr werdet das Land besitzen.“ Sie haben bereits Gott zu eigen, sind geradezu von Gott eingenommen. Ihre Armut bezeugt, dass die Werke Gottes da zur Vollendung kommen, wo die Armen nicht zum Hass aufrufen, sondern die Menschen zur gegenseitigen Liebe bewegen. Das ist der Auftrag der Armen. Sie zeigen uns, dass Gerechtigkeit und Liebe nicht ein Privileg, sondern ein Recht für alle sind.

Wir haben die Aufgabe, zu lieben und folglich zu teilen, uns selbst zurückzunehmen, damit andere wachsen können und uns vorausgehen, da wir uns freiwillig hintanstellen, um zu hören, zu verstehen, zu lieben.

Grenzenloses Vertrauen

Es ist mein großes Glück, überzeugt zu sein, dass mich der Herr den Menschen, die ich brauche, zur rechten Zeit begegnen lässt. Er führt mich an den Rand des Abgrundes, und wenn ich dabei bin, zu fallen, fängt er mich in seinen Armen auf, hält mich fest und macht, dass jemand an meiner Seite auftaucht, der mir die Antwort bringt, die ich suchte. Ich bin sicher, dass ich mich darum nicht zu ängstigen brauche, da mir der Herr im entscheidenden Augenblick die Menschen senden wird, deren Hilfe ich nötig habe.



Nie habe ich etwas allein unternommen

Liebe steckt an. Wer wirklich liebt, findet auch Menschen zu lieben. Niemand liebt für sich allein. Die Familien haben uns von Anfang an geliebt. Das ist sicher. Denn sie spürten, dass wir es ehrlich meinten. Ich sage bewusst „wir“, denn im Grunde habe ich niemals etwas allein unternommen. Das war mein Glück.

Von Anfang an haben sich mir junge Menschen angeschlossen: Erika, eine Deutsche, die nicht mehr am Leben ist. Die Begegnung mit der Bewegung hatte ihr Leben von Grund auf geändert, umgewandelt. Das war beeindruckend. Danach kam Bernadette, Atheistin; dann Anne-Marie aus Dänemark, die eigentlich nur durch Zufall in das Lager von Noisy-le-Grand gekommen war. Sie verstand kein Wort französisch. Ich machte keine Umstände. Ich sagte zu ihr: „Hier ist dein Bett; hier ist dein Zimmer“, in einer Holzbaracke, in der es von Insekten wimmelte. Dann nahm ich sie mit in eine Familie. Sie wusch Geschirr, machte Hausarbeit. Anne-Marie blieb drei Jahre. Mit ihrem Lächeln gewann sie die Herzen der Leute. Dann kamen Francine, Mary und viele andere.

Alle waren sie frei und noch keiner anderen Organisation verpflichtet. Sie waren im Herzen ungebunden, hatten freie Hand. Sie hatten leere Taschen, aber ein Herz voll Liebe.

Eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes

Alwine de Vos war Diplomatin. Sie erschien im Lager und bot ihre Hilfe an. Ich sagte: „Organisieren Sie mir ein Kolloquium an der UNESCO.“ Erstaunt fragte sie: „UNESCO? Bei soviel Elend?“ Ich hielt ihr vor Augen: „Wissen Sie, für die Armen genügt nicht das Herz. Sie müssen den Verstand der Leute erreichen. Wir müssen ein Forschungsinstitut einrichten. Nur so können wir die Menschen, die die Macht des Denkens innehaben, die Macht der Intelligenz, der Religion und der Politik dazu bringen, die Armut zu kennen.“

Denn das größte Problem der Welt von heute, wie vor dreißig Jahren, ist, dass man keine Vorstellung davon hat, zu welchem Leben Menschen verdammt sind. Man hat keine Vorstellung davon, wie es ist, wenn die Kinder von der Schule heimkommen, ohne auch nur das geringste mit dem Tag angefangen zu haben, einfach deshalb, weil sie, bevor sie am Morgen aufbrachen, nichts zu essen hatten; wie es ist, wenn Männer sich tagsüber verstecken, um den Eindruck zu erwecken, sie seien bei der Arbeit, wo sie doch seit drei, vier Monaten schon keine Anstellung mehr finden konnten. Das kann sich keiner vorstellen. Und wer dies nicht verstanden hat, kann sich nicht in ehrlicher Weise im Kampf gegen das Elend engagieren.

Deshalb bat ich Frau de Vos, ein Forschungsinstitut aufzubauen.

Und gäbe es auch nur eine einzige Familie in Armut

Die Anzahl derer zu kennen, die im Elend leben, ist nicht so wichtig. Eine einzige Familie in bitterer Armut müsste bewirken, dass die ganze Menschheit aufsteht, um sie daraus zu befreien. Denn das schlimmste Übel ist die Last, die wir den Familien aufbürden, die Verzweiflung, die in den Herzen der Familien aufkommt. Verzweiflung ist ansteckend. Wo sie sich breit macht, bleibt kein Raum mehr für das Licht.

Ich denke, es gibt Übel, die nur noch durch Gebet geheilt werden können, durch Verständnis, durch Freundschaft. Die Familien müssen spüren, dass sie uns nahe gekommen sind, so nahe, dass wenigstens für einige Augenblicke unser Leben ein anderes geworden ist. Und in dem Maße, in dem sich in uns etwas ändert, haben sie die Gewissheit, dass sich auch bei ihnen etwas ändern wird.



Wir verdanken alles den anderen

Niemals sollte man ein Kind retten und all die anderen dabei vergessen. Das Kind wächst in der Gruppe heran. Deshalb haben wir TAPORI geschaffen: Kinder, die sich gegenseitig helfen, die einander mögen, die miteinander teilen.

Einen Jugendlichen einen Beruf erlernen und seine Kameraden darüber vergessen lassen, das heißt, einen Isolierten aus ihm zu machen, einen Versager letztlich, und nicht etwa ihm einen Vorsprung gewähren. Wir haben nicht das Recht, den einen Chancen einzuräumen auf Kosten der anderen. Denn das würde bedeuten, in der Welt der Armut „abzusahnen“.

Wir von ATD Vierte Welt wollen, dass das Volk der Ärmsten als ganzes vom Elend befreit wird. Denn isolierte Aufsteiger werden von den anderen aufgesogen. Sie laufen Gefahr, die Familie, aus der sie kommen, das Stadtviertel, die Siedlung zu verleugnen. Es wird ihnen eingeredet: „Du wenigstens bist wer geworden, du hast dich mit eigenen Mitteln hochgearbeitet“, was übrigens nicht stimmt. Und sie kommen an den Punkt zu glauben: „Ich schulde niemandem etwas.“ Aber doch! Wir verdanken alles den anderen: der Mutter, die uns großgezogen hat, dem Vater, der uns zeugte und ernährte, dem Milieu, in dem wir aufwuchsen, und das uns manchmal ermöglichte, Gott zu begegnen, den anderen zu begegnen.

Mutige Familien

Wichtigste Voraussetzung, damit die Gesellschaftsschicht als Ganze sich befreit, ist ein gesundes Selbstbewusstsein. Familien sollen stolz sein können. Denn diese Mütter sind sehr mutig und sie sollen es wissen. Sie müssen stolz darauf sein dürfen, wie sie es schaffen, ihre Kinder großzuziehen, so ganz mittellos. Ein Vater muss stolz sein können, auch wenn er kein Geld hat, auch wenn er nichts anzuziehen hat, wenn er trotz eines leeren Magens zur Arbeit geht.

Und weil sie dieses Selbstbewusstsein haben, fordern sie die Gesamtheit ihrer Rechte: eine Schule für die Kinder, das ist das Wichtigste; die Beschäftigung mit den Kleinsten, denn bereits die Kleinsten muss man lehren, stolz auf ihr Milieu zu sein. Sie müssen ihre Umwelt lieben, ihre Mütter, ihre Väter, so sehr wie sie sich selbst. Sie müssen ihre kleinen Kameraden lieben lernen, die Umgebung, in der sie leben, damit sie sie niemals vergessen oder gar zurückweisen.



Niemals sich mit dem Elend abfinden

Die Armen sollen Arbeit erhalten. Es kann kein Dauerzustand werden, dass Männer fünf, zehn Jahre arbeitslos sind. Wir können nicht akzeptieren, dass Jugendliche niemals erfahren, was es heißt, einer geregelten Arbeit nachzugehen. Das Schicksal derer, die sich als unnützlich erfahren, schreit zum Himmel. Dafür gibt es keine Entschuldigung. Angesichts der relativ geringfügigen Schwierigkeiten kann man uns nicht weismachen, dass es in einer Gesellschaft wie der unsrigen unvermeidbar sei, dass alljährlich Kinder aus der Schule kommen und mit sechzehn, siebzehn Jahren nicht oder kaum lesen und schreiben können, dass Jugendliche keine Berufsausbildung erhalten.

Wenn es all dies gibt, dann deshalb, weil wir uns damit abfinden. Und genau diese Haltung ist von Grund auf abzulehnen.

Lehrer, Priester... sollten hinaus auf die Straßen gehen, um die Lebensbedingungen der einfachen und kleinen Leute kennen zu lernen. Wer hat, soll vergessen, was er hat, um in die Schule derer zu gehen, die nichts haben. Wer irgendwelche Macht innehat, sollte sich in den Stand der Unterlegenheit und des aufmerksamen Hinhörens begeben.

Die Armen erwarten uns überall

Bereits 1962 bin ich nach Indien gereist. Die Armen haben nach uns verlangt. Sie erwarten uns überall.

Der Mensch im Elend ist überall fehl am Platz, sei es in Europa oder Amerika, oder sonst wo. Er wird unerträglich, denn man erwartet nichts von ihm, sondern empfindet ihn als Last.

Wir sind also nach Guatemala gegangen, nach Afrika, nach Asien, dorthin, wo man uns erwartete.

In jedem Land mussten wir das Elend von Grund auf neu kennen lernen. Überall mussten wir unter den Armen wieder Menschen ohne Macht, ohne Mittel, nicht einmal dem der Sprache werden. Das Wort von Madame Escolle musste wieder auf uns zutreffen: „Schaut euch den da an, er besitzt nicht einmal einen Sou!“

Menschenwürdig bestehen

In der dritten Welt, wie in Europa und Amerika haben wir Kinder getroffen, die wie ich bereits im Alter von fünf Jahren für sich selbst aufkommen müssen; Kinder, die der Armut wegen gänzlich um ihre Kindheit gebracht sind; Männer, die keinerlei Arbeit finden; Mütter, denen es kaum gelingt, mit dem wenigen, was sie haben, ihre Kinder zu ernähren.

Inmitten einer Masse von Armen sind wir einem Elend begegnet, so grausam, so hart, so unerbittlich und so unverstanden wie bei uns. Überall haben wir jedoch auch eiserne Willenskraft vorgefunden, trotz allem menschenwürdig zu bestehen.



Das Elend ist nicht unabänderlich

Nein, ich verliere den Mut nicht, trotz der Ausbreitung des Elends. Wenn ich wirklich den Mut sinken ließe, würde ich mir selbst widersprechen. Denn ich bin auf allen Wegen gegangen, die die Armen heute einschlagen, ob sie wollen oder nicht. Und trotz allem ist mir eine Hoffnung lebendig geblieben: Das Elend ist nicht unabänderlich. Die Menschen, die das Elend schaffen, können es auch wieder ausmerzen.

Niemand ist mit dem Elend einverstanden, am wenigsten die Armen selbst. Deswegen muss sich notwendigerweise etwas ändern. Und es wird sich ändern, dessen bin ich sicher. Dies wird jedoch niemals durch Gewalt geschehen, sondern nur durch Liebe gepaart mit Gerechtigkeit.

Zeichnungen: Catherine Theurillat, Denis Crétinon, Jean-Pierre Daud, Jean-Christophe Sarrot.
Ausführung: Mary Rabagliati.